

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 23 (1940)
Heft: 10

Rubrik: Feuilleton : kleiner Betrugsversuch [Teil 1]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

neulich übergab, aufmerksam liest, so erkennt man mit beängstigender Deutlichkeit nicht nur die Aufgabe des künftigen Presseamtes des Bundesrates, sondern vor allem, in welchem Masse die freisinnige Partei bereits im katholischen Schlepptau liegt. Wir finden darin das ganze katholische Gedanken-gut wieder, das wir, neben einer wahren Flut von katholischen Schriften, vor allem in den Schriften von Bundesrat Etter¹⁾ wiederfinden. In einer unermüdlichen Kleinarbeit, einer wahren Maulwurfsarbeit, wird das Gebäude der liberalen Demokratie unterhöhlt und sturmreif gemacht für die autoritäre, christliche Demokratie. Mit der Arglis, die der katholischen Politik seit Jahrhunderten eigen ist, wird die liberale Demokratie in Misskredit gebracht. Man hofft in den Kreisen der Katholisch-konservativen Volkspartei in den Zeiten der Umwälzung, neben den Problemen der Wirtschaft, der Landesverteidigung und der Neutralität, vor allem die katholischen Glaubens- und Parteiinteressen zu fördern oder gar zu verwirklichen. Die liberale Demokratie, die dem katholischen Parteivolk seit 1848 ein Greuel war, soll schrittweise durch die autoritäre Demokratie ersetzt werden.

«Wenn wir eine *«autoritäre Demokratie»* an die Stelle der liberalen Demokratie setzen und der bolschewistischen Diktatur (?! Der Verfasser.) den Sieg verwehren wollen, *dann müssen wir den ersten und letzten, stärksten und mächtigsten Träger der Autorität, den Herrgott, wieder einbauen in den Staat.»* ... «Die *«autoritäre Demokratie»* muss eine *«christliche Demokratie»* sein und den haltlosen liberalen Freiheitsbegriff durch den *«christlichen»* Begriff der Freiheit ersetzen», so sagt Bundesrat Etter.²⁾

Die Ansätze zur Verwirklichung der Etter'schen Postulate werden immer sichtbarer. Man lese das Pressecommuniqué des Bundesrates, resp. die Verlautbarung, wie diese Dinge neulich heissen. Die beruflichen Organisationen sollen in der Ungunst, resp. Gunst der Zeit, in eine berufständische Ordnung hinüber manövriert werden. Wir begegnen in der Verlautbarung — interessanter wäre natürlich, was nicht «verlautbart» wird — dem bekannten Programmpunkt der Katholisch-Konservativen, vom Schutz der Familie, d. h. namentlich der kinderreichen Familie. Darin erblicken wir einen Beweis dafür, dass man die brennenden sozialen Fragen weiterhin nur mit Halbheiten, mit Almosen und künftig vielleicht

¹⁾ Etter, Philipp: Die vaterländische Erneuerung und wir. Zug 1933.
 » » Die Schweizerische Demokratie. Olten, 1934.
 » » Reden an das Schweizervolk. Zürich 1939.
²⁾ » » Die vaterländische Erneuerung und wir. Zug 1933, Seite 26.

mit dem Stock zu lösen gedenkt. Darum rufen die Herren KK und ihre bürgerlichen Trabanten der Regierung des starken Armes.

Solange man nicht durch Taten die vorgegebene soziale Gesinnung dokumentiert, solange ist alles nur Schauspiel. *Man gebe den Familienvätern nur Arbeit und ausreichenden Verdienst, um die Familie durchzubringen und sie werden auf den geheuchelten «Schutz der Familie» herzlich gerne verzichten.* Sie werden diesen Schutz selbst übernehmen und können damit auf den mehr als problematischen Schutz der Katholisch-konservativen Volkspartei verzichten. Dieser Schutz ist ungefähr gleich wirksam wie der sogenannte Schutz, den man dem keimenden Leben angedeihen lässt: Im Moment, da das Kind die Welt erblickt, sind die famosen Beschützer weg und überlassen es dem Willen Gottes, d. h. vielfach dem Elend, dem Hunger und was sonst der christlichen Wohltaten mehr sind. Immer wieder finden wir diese infame Gleissnerei, dass man durch die eigene Politik den Armen erst schuldig werden lässt, um ihn, den man in die Schuld gestossen hat, um des Himmels willen in den gepriesenen, christlichen, d. h. imaginären Schutz zu nehmen. Schon Celsus hat ungefähr um das Jahr 180 diese Art des Schutzes erkannt, wenn er schreibt: «Die Lehrer des christlichen Glaubens machen es nicht anders wie ein Mensch, der einem Kranken fest verspricht, dass er ihm zur Gesundheit verhelfen wollte, dabei auf alle Weise verhindert, dass tüchtige und erfahrene Aerzte gerufen würden, die seine Unwissenheit aufdecken könnten.» Die ganze Politik der Katholisch-konservativen Volkspartei ist alles andere als «Schutz der Familie», wie man immer vorzutäuschen versucht. Ueber diese Tatsache vermögen selbst die mit Pathos vorgetragenen Reden eines Nationalrat Escher nicht hinwegzutäuschen. Nicht auf die Worte, die Phrasen kommt es an, sondern auf die Taten. *Christentum ist, was Christentum tut!* sagt H. G. Wells. Und das Christentum tut immer das Gegenteil seiner Lehre! Wenn der Bundesrat besondere Massnahmen zum Schutz der Familie in Aussicht stellt, so ist dies ein Schlag ins Wasser. Was wird er tun? Er wird Christentum, Wasser und Ceinturon predigen, oder er wird weitergehen und grossmütig zinslose Vorschüsse an Heiratslustige gewähren, oder er wird die Geburtshilfekosten übernehmen (siehe «praktische Vorschläge» von Nationalrat Valloton³⁾), aber daran glauben wir nicht, dass die Gemeinden darüber wachen, «dass den Kindern nichts fehlt». So wenig man sich mit Halbheiten den Himmel

³⁾ Valloton, Henri: Die Schweiz von Morgen. Zürich 1940, Seite 48, Punkte 1—5.

Feuilleton.

Kleiner Betrugsversuch.

Von Jakob Stebler.

Ziemlich genau zehnjährig war der kleine Gregorio Larraz aus Monistrol, als er zum ersten Mal in seinem Leben den Montserrat erklimmen durfte, ausserdem mit der Zahradbahn, ein Umstand, der sein Vergnügen an der Sache noch wesentlich steigerte. Im übrigen hatte die Reise keinen Vergnügungszweck, auch ging Gregorio nicht als frommer Pilger der Virgen de Montserrat einen Besuch abstatten, nein, wenn man es richtig sagen will, so handelte es sich um eine durchaus geschäftliche Fahrt. Und die hatte zwei Zwecke.

Erstens sollte er sich als angehender Kleinkaufmann in das mütterliche Geschäft einleben. Die Señora Larraz hatte oben auf dem Platz hinter dem Monestir und den Hotels ihren Verkaufsstand aufgeschlagen und hielt dort mit mehr oder weniger Erfolg Andenkenskitsch feil. Der enge Platz, man weiss es, ist übersät mit Verkaufsbuden und Jahrmarktständen aller Art, in denen so ziemlich alles zu haben ist, wonach der Pilger Herz sich sehnt, vom Lebkuchen über die gazeosa bis zur Zuckermelone und überhaupt sämtlichen Lebensmitteln, und von der Ansichtskarte bis zur Kaffeetasse mit dem Bild der Virgen. Denn man muss doch später beweisen können, dass man oben gewesen ist.

Nun ging das Geschäft der dicken Señora Larraz ziemlich stotkend, und sie war mit dem Erfolg in keiner Weise zufrieden. Man wurde einfach erdrückt von der zungenfertigen Konkurrenz an diesem Wallfahrtsort. Und ausserdem, wer kam da herauf: blutarmes Volk, das sich ein Jahr lang centimo um centimo zusammensparte, um die Reise wagen zu können, bedürfnislose Leute, die da einem der vielen Autobusse entstiegen, ihr bisschen Essensbedarf selber mitbrachten, oben herumkampierten, der Virgen die schuldige Referenz erwiesen und abends wieder nach ihren fernen Heimatdörfern verfrachtet wurden. Die liessen nichts liegen als vielleicht eine Masse alter Zeitungen und ein halbes Pfund Fischgeräte pro Familie, Geld aber in der Regel keins. Und die paar Fremden, die der Schwebebahn entstiegen, wurden vorweg von den Hotelportiers gekapert, hatten meistens auch kein Verständnis für volkstümlichen Kitsch, und kamen höchstens als Kunden der Ansichtskartenverkäufer in Betracht.

Schwierig waren die Zeiten, ganz schwierig. Und das erläuterte denn auch den zweiten Zweck des Heraufholens Gregorios: er hatte Mitleid zu erregen. Die kugelige Dicke der Señora Larraz und ihr wohlgenährtes Aussehen waren zu diesem Zweck nämlich denkbar ungeeignet. Man glaubte ihr die Armut einfach nicht, auf die sie sich berief, wenn sie den Vorübergehenden ihre zuckersüssen Säcklein anpries. Die Spekulation auf das Mitleid eines Menschen ist aber immer das sicherste Mittel, ihm das Geld aus der Tasche zu holen; an Beispielen ringsherum fehlte es nicht, und so war nun eben auch Gregorio seine massgebende Rolle zugebracht.

erobert kann, wie der Dichter sagt, so wenig kann man mit Halbheiten die soziale Frage, die Kernfrage der heutigen Krise, lösen.

Aufschlussreich über die Absichten des Bundesrates sind ferner die in der Verlautbarung enthaltenen kulturpolitischen Punkte. Wir lesen: «Kulturpolitisch fänden Zuständigkeit und Aktion des Bundes ihre natürlichen Schranken am Recht der freien Persönlichkeit, am Recht der Familie und des Privateigentums, an der Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Kirchen und an der kulturpolitischen Souveränität der Kantone.» Wer die Schriften von Bundesrat Etter gelesen hat -- und wir hoffen, dass jeder Parlamentarier dies tat -- der erkennt die Küche, in der dieses Communiqué gebraut wurde und erkennt auch deutlich die Absichten, die sich hinter diesen harmlos scheinenden Worten verbergen. Der ganzen Schreibe merkt man übrigens eine gewisse Verlegenheit an, etwa: Wie sag ich's meinen Eidgenossen! Im gleichen Sinne ist die Anregung des sogenannten Presseamtes zu werten, das die Verbindung zwischen Presse und Behörde «erleichtern» soll. Dieses Presseamt, so sagt der Bundesrat, soll «ohne selbst publizistisch tätig zu sein, sich mit den Fragen und Aufgaben der nationalen Propaganda befassen und der Presse als amtliche Informationsquelle dienen». Welch Judasgebilde verspricht dieses Presseamt zu werden! Was versteht der Bundesrat, resp. Bundesrat Etter, unter «nationaler Propaganda»? Haben wir schon nationale Propaganda nötig? Wir verneinen die Notwendigkeit dieser Propaganda, denn wenn wir soweit sind, dass wir ihrer bedürfen, dann herrscht bereits Untergangsstimmung und dann nützte die nationale Propaganda einen Pfifferling. Somit kann unter der angeblich nationalen Propaganda nur katholische Propaganda verstanden werden. «Im Schutz und Schatten der liberalen Freiheit», um ein Wort des Herrn Etter zu gebrauchen, im Schutz und Schatten der geschmähten, liberalen Freiheit, will man die liberale Demokratie schrittweise abbauen, um eines Tages als die «Regierung des starken Armes», die erträumte autoritäre, christliche Demokratie aufzurichten.

Neunzig Jahre hat die liberale Demokratie ohne Presseamt Bestand gehabt. Von verschiedenen Staaten wurde sie in Bezug auf ihre Verfassung und Institutionen als Vorbild zitiert und imitiert. Nun soll die Verbindung zwischen Presse und Behörde plötzlich dieses Zwitterding von Presseamt notwendig haben! Warum war es im letzten Weltkrieg nicht notwendig? Auch damals kämpften wir wirtschaftlich, politisch und kulturell um unser Dasein, aber es ist dem Bundesrat

nicht im Schlaf eingefallen, ein Presseamt zu schaffen. Warum? Weil damals die autoritäre Staatsform nicht so hoch im Kurs stand wie heute? Oder weil der Einfluss Mottas dies damals noch nicht vermochte, was Bundesrat Etter heute vermag, weil der Freisinn damals noch nicht der Traband des Katholizismus war? Heute ist die Lage anders. Wir zitieren den verstorbenen Dr. Kubick, der schon 1922 schrieb: Kein wichtiges Gesetz geht ohne unsere intensive Mitwirkung durch; keine sozialistische Initiative kann ohne das kräftige Veto des katholischen Volkes gebodigt werden. Das mag damals, 1922, noch etwas großsprecherisch angemutet haben. Heute sind wir von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt. Armer Freisinn! Im Schutz und Schatten Deiner liberalen Freiheit bist Du der Traband Deiner Antagonisten geworden!! Der Katholizismus wittert Morgenluft und führt unter den modernen Methoden der Tarnung Institutionen ein, die seinen Einfluss verbreiten und vertiefen sollen. Die nationale Propaganda hätte aller Voraussicht nach darin zu bestehen, die von den Katholisch-Konservativen erstrebten Aenderungen vorzubereiten, die sich dem Bundesrat auf politisch-konstitutionellem Gebiet aufdrängen, wie er unvorsichtigerweise selbst sagt. Das Schweizevolk lasse sich nicht täuschen durch die vage Verzögerung, dass ihm, dem Bundesrat, «die bisher gefallenen Vorschläge und die Verhältnisse noch zu wenig abgeklärt» seien. Wenn der Bundesrat «grundsätzlich die Notwendigkeit einer Totalrevision der Bundesverfassung bejaht, hält jedoch die Durchführung der Revision im gegenwärtigen Zeitpunkte für untunlich», so tut er diesen Spruch weniger mit Rücksicht auf das Revisionsfiasco vom 8. September 1935, als eben gestützt auf seine umfassenden Vollmachten, «die ihm gestatten, jeder aus den ordentlichen Verhältnissen sich ergebenden Notwendigkeit Rechnung zu tragen». Die ganze heutige Politik drängt dahin, wohin der Katholizismus sie haben will und die katholischen Blätter werden bereits derart ungeduldig, dass sie sich zu Drohungen versteigen. Eine Erneuerung der Schweiz ohne Verfassungsrevision sei undurchführbar, schreibt «Das Aufgebot» und fährt wörtlich fort: Denn anders geht es ja gar nicht, als Verfassungsrevision — oder Revolution («Das Aufgebot», Nr. 34). Wir fragen: Wer schreit trotz der Abfuhr vom 8. September 1935 immer noch nach Verfassungsrevision ausser den Katholiken? Höchstens noch jene, die nach Bundesrat Etter «gesunde Gedankengänge» haben, die Frontisten; wer droht mit Revolution und stellt uns vor die Alternative: Entweder Verfassungsrevision oder Revolution? Die Katholiken, die tonangebende Regierungspartei. Revolution von wem sonst? Keine Partei würde sich in der gegenwärtigen Zeit zu derarti-

Schlecht sah er nicht eigentlich aus. Ein bisschen blass, ein bisschen kränklich, im Wachstum zurückgeblieben, ohne aber einen einzigen Grund, sich unglücklich zu fühlen. Wenn er sich recht erinnerte, war er vor vierzehn Tagen das letzte Mal gewaschen worden und sah drum dementsprechend aus, aber auch dahinter steckte natürlich Absicht. Dann hatte man ihn noch in ein Kleid gesteckt, das früher möglicherweise ein Kleid gewesen sein mochte, was es heute sein konnte, liess sich nicht bestimmt sagen, es bestand einfach aus einem ziemlich grossen Nichts, das durch einige Lumpen notdürftig zusammengehalten wurde.

In diesem Aufzug also assistierte er nun seine Mutter, die wie ein einziger Fettleck in der grossen Wassersuppe ringsherum wirkte, sie konnte jetzt mit einem bitrenden Augenaufschlag auf das zehnjährige, ungekämmte, schmutzige vorgetäuschte Elend neben ihr hinweisen und auf ihren Kram eine Krisensteuer von fünf centimos erheben oder mehr, je nachdem sie die Mittel des Käufers einschätzte.

Und das Geschäft lief wirklich besser. Nur Gregorio fand es erbärmlich langweilig, den ganzen Tag hinter dem Trödelkram zu hocken und Eindruck zu schinden; er wäre lieber an den vielen Felsen herumgeklettert, die aussahen wie Orgelpfeifen oder aufeinandergetürmte Kegel, kahl und glatt, als hätten Jahrhunderte an ihnen herumpoliert.

Hie und da freilich lief er ein bisschen draus. Das trug ihm manchmal eine mütterliche Ohrfeige ein, aber er nahm sie mit Würde in Kauf, weil alles, was es da oben zu sehen und zu erleben gab, auch durch tausend Ohrfeigen nicht aufgewogen wurde.

Da waren vor allem die roten Gondeln, die man schon bei der Station Montserrat Apeador aufsteigen sah, die erst über den Llobregat schwebten, als wollten sie in sein trübes Wasser versinken, dann aber steil nach oben zogen und schliesslich hineinglitten in die Bergstation, die aussah wie eine Festung oder eine moderne Gralsburg. Dann wieder fachsimpelte der kleine Gregorio mit den Arbeitern in der riesigen Autogarage unter dem Kloster, warf mit Schwingachsen und Kurbelwellen herum, und freute sich im übrigen restlos über den bunten Jahrmarktsbetrieb. Im Geheimen hoffte er auch irgend ein kleines Trinkgeld ergattern zu können, auf welche Weise, schien ihm noch nicht restlos klar, jedenfalls aber hielt er seine schmutzige Hand vorausnehmend immer in erreichbarer Nähe; der Empfangsapparat würde mit Präzision klappen.

Vorderhand blieb es allerdings beim Wunsch. Im Gegenteil, er geriet erst selber in eine Lage, in der man sich zu schenken genötigt fühlt, und das war, als er im Buschwald jenseits der Schlucht das kleine Kapellenchen aufstüberte.

Eigentlich war es gar keine Kapelle, bloss ein Muttergottesbild mit drei Mauern darum und einem Dach darüber. Die Vorderseite, gegen den Besucher zu, war durch ein starkes Eisengitter abgegrenzt, und zwar liess dieses Gitter Zwischenräume offen, durch die man der Virgen bequem einen Duro vor die Füsse werfen konnte, nicht aber die Hand hindurchzwängen, um etwas herauszuholen. Und gerade da wäre allerhand zu holen gewesen. Der ganze Fussboden vor dem Bild war über und über bedeckt mit Kupfermünzen, auch einige Hosenkнопfe in unauffälliger Farbe waren vertreten, aber man entdeckte sie erst bei genauerm Hinsehen.

gen Drohungen versteigen, wie es katholische Fanatiker zu tun pflegen. Der Sonderbund war ja auch eine Revolution!

Ganz im Sinne der katholischen Aspirationen ist der Empfang, den Bundespräsident Pilet-Golaz den Vertretern der «Nationalen Bewegung der Schweiz» gewährte. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Bundespräsident Pilet-Golaz nur der Vorgeschobene des Herrn Etter war. Es war ein Versuchsballon. Diese Vermutung wird bestärkt durch eine Meldung der Nationalzeitung, die sagt, dass zwei Bundesräte vom bevorstehenden Empfang gewusst haben. Waren es die Assistenten, die bei der Radioansprache vom 25. Juni zu Gevatter standen? Dass eine solche Vermutung nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist, lässt sich durch die katholischen Publikationen, die Presse und die Reden führender Katholiken, wie Gonzague de Reynold usw. nachweisen. Schon von 7 Jahren, 1933, schrieb Herr Bundesrat Etter über das «Programm der Fronten» folgendes: «Trotz der Mannigfaltigkeit der Bewegung und trotz der Vielheit der Musterkarte hält es meines Erachtens nicht allzu schwer, gewisse gemeinsame Linien der verschiedenen neuen Gebilde (damals war Frontenfrühling. Der Verfasser.) aufzuspüren und eine, wenn auch noch unklare, so doch immer schärfer sich abhebende *Uebereinstimmung der Zielrichtung* festzustellen. Alle Gruppen der neuen Bewegung stimmen überein in folgenden Zielen und Forderungen:

- «1. Scharfe *Kampfansage an den Sozialismus und an den Kulturbolschewismus.*
2. Ebenso scharfe *Abkehr von den Grundlagen des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Liberalismus.*
3. Um- und Abwertung des vom Liberalismus geprägten und bis zum zersetzenden Individualismus übersteigerten *Freiheitsbegriffes.*
4. Wiederherstellung der *geistigen und sittlichen Grundlagen* des öffentlichen Lebens.
5. Neugestaltung der Demokratie durch *stärkere Betonung der Autorität* und stärkere politische Bindungen des *wirtschaftlichen Lebens.*»

Und Bundesrat Etter fährt fort: *Soweit* handelt es sich um gesunde Gedankengänge. Und darum entfalten sie auch eine so überraschende Werbekraft! (Mit der Werbekraft war es allerdings nichts! Der Verfasser.) Und nach der Feststellung, dass die katholische Front die stärkste von allen sei, schreibt Bundesrat Etter: «Und wenn die neue Bewegung der vaterländischen Erneuerung durchs Schweizerland geht und ihre Fahnen entfaltet, so schliesst sich unsere katholische Jugend desto enger und treuer zusammen und marschiert auch, als geschlossener Harst unter dem mächtigen katholischen Pan-

ner!» Und Professor Jacob Lorenz schreibt⁴⁾, in den Erneuerungsbewegungen finden sich im wesentlichen *konservative* Ideen. «Auch finden sich Berührungspunkte mit gewissen Ideen aus der Enzyklika *Quadregesimo anno* Pius XI.

Es ist daher eine vollkommene Verkenning der politischen Triebkräfte, wenn man für die Audienz Bundespräsident Pilet-Golaz alleine verantwortlich machen will. Der Empfang war vielmehr ein Versuchsballon, um zu prüfen, wie weit die Vorbereitungen zur autoritären Demokratie gediehen sind. Die Reaktion, die die Audienz im Volke auslöste, dürfte gezeigt haben, dass die Schweiz trotz aller Mühe und Kleinarbeit noch nicht zu haben ist für die autoritäre Demokratie.

Zur Erhärtung des Vorgesagten zitieren wir weiter das am 20. Juli 1940 erlassene «Manifest der Generalversammlung des schweiz. Studentenvereins»⁵⁾, das dartut, was sich im «Schutz und Schatten der liberalen Demokratie» vorbereitet:

«In geschichtlich entscheidender Stunde, da Europa aus Revolutionen und blutigen Kriegen neue Gestalt gewinnt, versammeln sich die Mitglieder des Schweizerischen Studentenvereins vor dem altherwürdigen Rathaus zu Freiburg und der Murtener Linde, um dem ganzen Schweizervolk ihr Gelöbnis und ihren Willen kund zu tun.

Wir erkennen im heutigen Geschehen den sichtbaren Zusammenbruch einer Welt, die nach falschen gesellschaftlichen Grundsätzen gestaltet war und folgern daraus die Verpflichtung, *am notwendig gewordenen Umbau mit Einsatz aller unserer Kräfte mitzuarbeiten.*

Wir geloben, Gott dem Allmächtigen, unter dessen Macht-schutz der Bund der Eidgenossen geworden und gewachsen ist, unerschütterliche *Glaubenstreue.* Keine Form des Unglaubens und des Heidentums wird uns davon abbringen.

Wir geloben, zu den Idealen unseres Vereins zu stehen und, seiner bewährten Tradition entsprechend, *die christlichen Glaubenssätze auch im öffentlichen Leben* zur Anwendung zu bringen. Wir setzen uns ein für die Ausstrahlung lebendigen Glaubens und sittlicher Kraft in unseren eigenen Reihen und im ganzen Schweizervolk.

Wir geloben, *die Freiheit unserer Heimat und die Souveränität unseres Vaterlandes* gegen jeden Feind von aussen und von innen zu verteidigen und die *Erneuerung unseres Staatswesens* einzig und allein aus den

⁴⁾ Handbuch der schweizerischen Volkswirtschaft. Benteli, Bern 1939. Band II, Seite 220.

⁵⁾ Monatsheft des Schweiz. Studentenvereins, Heft 12, Seite 554.

Eine schwere Menge Geld lag da in diesem engen Viereck zusammengehäuft, und die Muttergottes sah gleichmütig darauf nieder, als mache es ihr nicht den geringsten Eindruck. Gregorio blieb bei diesem Anblick weniger ruhig und wünschte sich, einen Tag lang an Stelle des Madonnenbildes zu sein, und abends den kupfernen Segen zusammenschaukeln zu können.

Nicht dass er eigentlich auf die Virgen neidisch geworden wäre. Im Gegenteil. Er fand es ganz in Ordnung, dass man seine paar Centimos da hineinwarf; als braver und verhältnismässig gut erzogener Junge fühlte er sich sogar verpflichtet, auch seinerseits eine Kleinigkeit beizutragen und griff deshalb in die Tasche.

Tasche ist nun etwas viel gesagt. In den Jugendzeiten seines sogenannten Rocks, der ihm ausserdem viel zu weit war, mochte seinerzeit so etwas existiert haben wie eine Tasche, vielleicht waren es auch deren zwei gewesen, aber das liess sich nachträglich nicht mehr so genau feststellen. Tatsache war jedenfalls, dass es da ein paar Löcher gab, die man sich bei einiger Phantasie ganz gut als fossile Ueberreste einstiger richtiggehender Taschen vorstellen konnte, und in diesen Löchern nun klaubte Gregorio herum.

Er wusste genau, dass es nutzlos sei. Denn wenn auch Taschen noch dagewesen wären, so hätte sich doch kein Centimo darin vorgefunden, darüber liess sich nicht streiten. Das war auch Gregorio durchaus bewusst. Wenn er also dennoch so tat, als griffe er in die Taschen, so geschah es aus einem gewissen Gefühl der Verlegenheit heraus und zweifellos aus dem ehrlichen Bestreben, der Virgen seinen guten Willen zu zeigen.

Nun gibt es aber auch im zerlumptesten Kleide noch irgend eine wenig benützte Geheimfalte, in der sich zur Not etwas befinden kann, von dessen Vorhandensein man sich eigentlich gar nichts hätte träumen lassen. Und nach langem, verlegenem Suchen förderte Gregorio schliesslich doch noch etwas zutage, das ohne sein Wissen irgendwann in seiner Kleiderruine Zuflucht gefunden haben musste: einen Flaschenkorken.

Er drehte das Ding in den Händen herum und überlegt eine Weile. Eine Kostbarkeit war es gerade nicht. Aber auch die Hosknöpfe, die vor dem Bild herumlagen, waren nicht eigentliche Kostbarkeiten zu nennen, um so weniger als die Virgen ja schliesslich nie davon Gebrauch zu machen in der Lage wäre. Bei den Fünf- und Zehncentimosstücken verhielt es sich da wesentlich anders. Immerhin, so ganz mit leeren Händen hergekommen zu sein ... Es liess sich überlegen. Ganz ohne jeglichen Wert ist auch ein Flaschenkorken nicht, wenn man hunderttausende davon besitzt, kann man sie verkaufen und ein gutes Geschäft machen. Es kommt ja nicht auf die Gabe an, die man spendet, sondern auf die Gesinnung des Spenders, und in dieser Hinsicht fühlte sich Gregorio unantastbar. Es war ihm wirklich nur darum zu tun, auch seinen Beitrag zu leisten; was konnte er schliesslich dafür, dass er ein kleiner Junge war, der nicht einmal einen richtiggehenden Hosknopf sein eigen nannte!

(Schluss folgt.)